

Nr. 42. Bromberg, den 21. Februar 1937

Den Gefallenen.

Manchmal nur leis noch sinnt das Herz euch nach.
Aus unsern Tränen webte Gott Vergessen,
und wie auf Kissen bettet milder sich das Leid
um Euch.

Zeit geht wie Wind. Mensch ist wie Staub.
Ach, totes Laub so vieler Jahre ruht auf euerem Gebein.

Und doch:
Ihr seid. Ihr lebt. Ihr ruht.

In unsrem Blute wie das Blut von Ahnen.
In unserm Traum als nie verstummte Klage.
In unserm Glauben wie der Wind in Fahnen.
In unsrer Ehrfurcht wie von Helden eine Sage.

Ein grauer Himmel wölbt sich über dies Geschlecht,
dem nichts gehört als eures Opfers Zeichen.
Doch ward aus eurem Tode ein Vermächtnis uns,
das wir jetzt stumm den jungen Enkeln weiterreichen.

Kurt Heynicke.

Der letzte Tote des Regiments.

Eine Erinnerung

von Hans Henning Freiherr Grote.

Wohl jedem Kameraden, den das große Grauen des Weltkrieges verschont hat, ergeht es zuweilen so: nicht nur in stiller Stunde, wenn die Nacht herniederfällt und mit ihrem gütigen Mantel Geschrei und Lärm abwehrt, Lebensjagd und Lebenshast, die uns sonst allstündlich umgeben, oft auch mitten im rauschenden, jubelnden Fest, in Stunden des Glücks steht eine Erinnerung vor uns auf, greift nach unserem Herzen. „Weißt du es noch?" raunt sie. Solange wir leben, werden wir ihm verfallen sein, dem großen Krieg mit seinen Toten.

Jeder von uns hat seine Toten. Kaum zu zählen ist ihre Reihe. Allzufrüh löschte der Tod deshalb wohl ihr Lebenslicht aus, damit sie heute gleich leuchtenden, unbeirrbaren Flammen richtungweisend an jenem Wege stehen, den das Schicksal unserem Volk vorgezeichnet hat.

Von einem jener Toten will ich hier erzählen, nicht allein, weil er der letzte Tote unseres Regiments gewesen. Aber sein Schwinden von dieser Erde geschah so unbemerkt, ganz vom Strudel der schlimmen Ereignisse überflutet, daß es kaum einer erfuhr und jeder, der davon hörte, es auch schon wieder vergaß.

Wir lagen damals in den ersten Tagen des Novembers 1918 in der Woevreebene vorwärts Etain, also auf dem Schlachtfeld, das mit dem Namen Verdun unvergänglich in

die Kriegsgeschichte der Welt eingegangen ist. Von den Argonnen kamen wir her, wo wir buchstäblich bis zum letzten Mann einen amerikanisch-französischen Großangriff abgewehrt hatten. Statt zwölf Kompanien zählten wir nur noch sechs, und jede von ihnen besaß nicht mehr als die Zugstärke. Mit diesen wenigen Mann, von denen jeder einzelne einen Abschnitt von hundert Metern zu halten hatte, bezogen wir bei Hautecourt eine Stellung, die noch als ruhig galt. Acht Tage lang blieb das Wahrheit, bis auch hier der Gegner den Großangriff begann, dem wir ohne jede Reserven nicht mehr lange hätten standhalten können.

Der Ersatz war spärlich genug. Auch eine Anzahl von Offizieren war darunter, die wohl nur dem großen Mangel an Führern ihre Beförderung verdankten. „Scheidemannspende“ hatte ein ebenso böses wie wahres Scherzwort diesen ganzen Ersatz in Bausch und Bogen getauft. Einer aber war darunter, jener Leutnant K., wog hundertfältig auf, was manchem anderen fehlen mochte.

Um den 9. November war es, also an jenem Tage, da die deutsche Heimat schon ihre Selbstaufgabe vollzogen hatte. Das Feuer der leichten und schweren Artillerie des Feindes ließ keinen Zweifel über seine Absichten mehr zu. Noch war die Vorfeldstellung in unserem Besitz. Sie zog sich durch Waldgelände, vielfältig von Sumpf und Dickicht zerrissen, durch den Großen und Kleinen Cognon, der fast einen halben Kilometer vor unserem ersten Graben lag. Nur ungern führten wir diese Besetzung des „Kognakwaldes“, wie der Soldat ihn nannte, noch durch, denn bei unserer geringen Stärke war jeder Mann in der Hauptstellung nicht mit Gold aufzuwiegen. Für den Feind aber bedeutete die Aufhebung der Vorfeldbesatzung ein leichtes; man brauchte sie nur zu umgehen, um sie so gut wie kampflos zu Gefangenen zu machen.

Nun, so einfach gelang es zum Glück dem Amerikaner doch nicht. Als seine Massen sehr vorsichtig gegen den Wald vorrückten, empfing sie das Feuer unserer geschickt eingebauten Maschinengewehre. Handgranaten taten das ihrige, um den Vormarsch der kriegsungewohnten Yankees zu hindern, und mit nur geringen Verlusten erreichte die Vorfeldbesatzung, wie ihr für den Fall eines ernsthaften Angriffs befohlen war, unsere erste Stellung.

Damals sah ich den Leutnant K. so recht zum erstenmal. In den wenigen Tagen, die er nun bei uns war, hatte sich für den Adjutanten, der damals mehr als je die Seele des Kampfbataillons bedeutete, noch keine Gelegenheit geboten, mit dem neuen Ersatz die notwendige Fühlung zu nehmen. Nur in der Schlacht selbst konnte das geschehen, und als Leutnant K., der die Vorfeldbesatzung geführt hatte, mit schmucklosen Worten seinen Bericht erstattete, der dem Eingeweihten mehr als genug sagte, wußte ich bald: Das ist ein Kerl. Von uns, den „Alten“ des Regiments, lebten nur noch wenige: um so freudiger also stimmte der Eindruck, den der Neue in uns erweckte.

Seltsamerweise übten die Ereignisse, die sich in der Heimat abspielten, auf unsere Führung und ihre Entschlüsse keinen Druck aus. Vielleicht war sie um diese Zeit ebensowenig darüber unterrichtet wie wir selbst, die wir nur von Gerüchten, „Latrinenparolen“, gehört hatten. Kurz und gut, noch in der Nacht dieses Räumungstages traf der Befehl ein, den Wald von Cognon wieder zu nehmen. Ich hämmerte damals mit der Faust auf den Tisch, weil dieser Befehl sinnlos und kaum ausführbar schien. In hellen Haufen steckten die Amerikaner in jenem unwegsamen Dickicht, während der Gegenangriff weit von unseren eigentlichen Verteidigungslinien ab über freies und deckungsloses Gelände mitten in das feindliche Meer hineinführte, und nur wenige Mann sollten ihn unternehmen.

Da rief ich den Leutnant K. und setzte ihm auseinander, was jener Befehl von uns erheischte. Nicht einen Augenblick versäumte der Mann mit unnützen Fragen. Sein jungenhaftes, von weichem Flaum bedecktes Gesicht blieb ernst, doch nicht ohne Zuversicht. Ich schärfte dem Leutnant ein, zwar sei der Wald zu nehmen und zu halten, aber nicht länger, als er es selbst verantworten könnte. Nach Ansicht der Führung müsse die bewegliche Verteidigung solange als möglich durchgeführt werden; jeder Tag, den der übermächtige Gegner später gegen unsere erste Stellung anbrande, sei ein Gewinn. „Zu Befehl!“ sagte der Leutnant K., und als ich ihm abschiednehmend die Hand drückte, setzte er noch hinzu: „Es wird schon . . . !“

Eine Stunde später, vom ganzen Bataillon fieberhaft beobachtet, erfolgte der neue Vorstoß gegen den Cognonwald.

Der Christ an der Heerstraße

Von Walter Flex

Gefallen in den Kämpfen um die Insel Oesel am 16. Oktober 1917

Der Regen rauscht. Marschierende Kolonnen . . .
Vom dunklen Wegkreuz schaut der Jesuchrist,
in seines Lämpchens Dunstkreis eingesponnen,
ins Volk, das müd von hundert Schlachten ist.
Das graue Heer, das schweigend ostwärts zieht,
hat kaum des lichten Herrn am Holze acht,
der still und hell auf jeden niedersieht:
Wohin, mein Bruder, gehst du durch die Nacht?

Der Regen rauscht. Marschierende Kolonnen . .
Die tausendfache Spur von Huf und Fuß
bleibt nach, in Schlamm und Finsternis geronnen
Der Herr am Kreuze liest den dunklen Gruß:
Wir tausend Füße halten in den Tod . . .
Wir tausend Füße drängen in die Zeit . . .
Wir tausend Füße gehn in Lebensnot . . .
Wir tausend Füße ziehn zur Ewigkeit . . .

Der Regen rauscht. Marschierende Kolonnen . . .
Vorbei. Das kleine Lämpchen flackert müd.
Die dunkle Leidensspur zu übersonnen,
vom morschen Holz der Leib des Heilands blüht.
Die wunde Straße, wund von Fuß und Huf,
hält er mit Bruderarmen überspannt,
und Mensch und Tier, die Gott als Opfer schuf,
weiht segnend er das weite fremde dunkle Land.

Hatten wir mit Recht befürchtet, die Unseren würden nur einige Meter weit kommen, um dann im Feuer der feindlichen Maschinengewehre liegen zu bleiben, geschah jetzt ein Wunder. Entweder schlief der Amerikaner, oder der plötzliche Panthersprung der Deutschen lähmte für entscheidende Augenblicke in seiner rasenden Wildheit die feindliche Wachsamkeit: schon hatte die erste Angriffswelle den Waldrand erreicht, Handgranaten donnerten, unsere Maschinengewehre tackten, bald darauf kam auch Meldung: Wir haben den Befehl ausgeführt! Es war am 10. November 1918!

Durch Blinkspruch erfuhr die Führung bald die stolze Meldung. Aber dann setzte der Gegenangriff der feindlichen Massen ein. Wild und aufgeregt donnerte der Lärm des erbitterten Kampfes, den unser verlorener Haufen vor unsern Augen im Urwalddickicht führte, zu uns herüber; noch sah man keinen der Kämpfer, um so schrecklicher nur marterte der Lärm das Ohr.

Da — die ersten der Vorfeldbesatzung wagen den anbefohlenen Rückzug. So wie Leutnant K. bei dem Angriff mit der Handgranate in der Faust seinen Braven von Busch zu Busch an den Feind voraussprang, ist er jetzt der letzte, der den gefährlichen Abmarsch deckt. Neben einem leichten M.-G. hält er aus; dort auch trifft ihn ein Eisensplitter am Genick. Die Wunde ficht ihn nicht an, er verschießt den letzten Gurt, wendet sich nun auch und erreicht glücklich die Befehlsstelle.

Ich sehe ihn noch heute vor mir stehen, das Gesicht pulvergeschwärzt, die Brust jagend von dem schnellen Lauf, und vom Nacken den Rücken herab rinnt ihm hell das Blut. In seinen Augen aber steht ein Licht, so leuchtend glücklich, wie es mir unvergeßlich geblieben ist. „Wir haben es ihnen tüchtig gegeben, — vor morgen früh sind sie an unsere erste Stellung noch nicht heran, — und nur zwei Verwundete.“ Ich habe

den Sanitäter schon gerufen, der die Wunde des Tapferen verbindet. — „Und Sie selbst auch", ergänze ich seinen Bericht. — „Ach ich", sagt der Leutnant K. wegwerfend. „Es wird schon . . .!"

Dann geht er nach rückwärts zum Hauptverbandsplatz, oft genug von kreisenden Granateinschlägen verfolgt, wird kleiner, ein winziger Punkt bleibt schließlich zurück, dann verschwindet auch er. Der Leutnant K. ist wie in ein Nichts versunken, als sei er vom Himmel selbst aufgenommen worden.

Der Waffenstillstand kam und die bittere Heimkehr. Wir hatten den Leutnant K. schon lange vergessen. Als später die endgültigen Verlustlisten zusammengestellt wurden, erfuhr ich dabei und wollte es anfangs nicht glauben: K. war schon Ende November im Feldlazarett gestorben.

Wir haben es niemals so recht empfinden können. Der Leutnant K. war so kurz erst gekommen und so schnell auch wieder gegangen. Und sein tapferes Wort, einfach gesprochen und schwer doch befolgt, blieb andern und mir ewig als Mahnung zurück: „Es wird schon!" Das war uns Zuspruch und Ansporn in allen Kämpfen, Enttäuschungen und Zweifeln, die danach kamen, und eine neue Jugend nahm es auf.

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jeden Tag muß er ihr es bestätigen, daß sie nicht alt ist. Tut er es einmal nicht, so weiß sie mit Sicherheit eine Gelegenheit herbeizuführen, die solch eine Erklärung herausfordert.

„Wenn es wahr ist", erwidert sie beruhigt und geschmeichelt, „daß der Mensch so alt ist, wie er sich fühlt, kann ich zufrieden sein. Ich weiß, daß ich sobald nicht sterben werde... nicht sterben will! Und nie ist etwas geschehen, was ich nicht wollte. Niemals! Schon, um Frau Vandekamp zu ärgern, möchte ich leben . . . lange . . . ewig, wenn es ginge. Zum mindesten, so lange wie sie!"

Sabine merkt, daß er eine Bewegung auf seinem Stuhl macht als wolle er sich erheben. Das ist das einzige was sie in Schach hält, den im geheimen glimmenden und immer wieder hervorbrechenden Groll jedesmal zügelt.

„Meine Mutter wurde neunzig, meine Großmutter hundert Jahre."

Auch das erzählt sie täglich und fügt mit unfehlbarer Gewißheit hinzu, daß ihre Großmutter bis an ihr neunzigstes Jahr jedes neue Buch gelesen, jede neue Theateraufführung besucht, ja, noch ziemlich vollendet Französisch gesprochen habe.

„Nun aber habe ich noch eine Bitte, mein Junge", bricht sie in einem Tone ab, der plötzlich ganz verändert und von fast schamhafter Verlegenheit ist. „Der alte Kullack, der Joseph, weißt du, der Jahrzehnte hindurch der herrschaftliche Kutscher auf Schloß Werra gewesen ist und der dich auch so manches Mal gefahren hat, wenn du zu uns kamst, feiert seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Es geht ihm jetzt schlecht. Ich möchte ihm eine Kleinigkeit schenken. Vielleicht zwanzig Mark. Du streckst sie mir vor, nicht wahr, das tust du? Du sollst sie mir nicht schenken, mein Junge, das sollst du nicht. Du weißt, wenn ich meinen Prozeß gewonnen und all das viele Geld in Händen habe..."

Da ist sie wieder bei ihrem Lieblingsgegenstand, und er lächelt, wie er es immer tut, wenn sie auf ihn kommt. Denn er glaubt nicht, daß sie diesen Prozeß, der jetzt bereits in der zweiten Instanz läuft, gewinnen wird.

„Ich weiß, Sabinchen, ich werde alles wiederbekommen. Darüber bin ich nicht im mindesten beunruhigt. Aber hat dir Dr. Wolter nicht gesagt, daß den Gründen, aus denen die Gesellschaft dir damals das von deinem Mann eingezahlte Kapital zurückbehalten hat, schwer beizukommen sein wird?"

„Weshalb übernahm er denn den Prozeß?"

Er will ihr nicht sagen, daß er es aus Rücksicht für ihn und aus Mitleid mit ihr tat.

„Mein seliger Mann gründete die Gesellschaft. Er war ihr Leiter. Und das ist der Dank. Aber sei ganz ruhig, mein Junge! Ich werde ihn gewinnen. Die Zeiten haben sich geändert. Recht und Gerechtigkeit stehen wieder obenauf im deutschen Vaterland. Da wird man für die berechtigten Ansprüche einer armen alten Frau Verständnis haben und nicht dulden, daß sie übervorteilt und von gewissenlosen Ausbeutern hinters Licht geführt wird."

Nein, er bekommt es nicht übers Herz, einem so zuversichtlichen Glauben zu widersprechen, den letzten Trost ihr zu rauben.

„Ja . . . wenn du ihn gewinnst!"

„Dann werde ich noch an demselben Tage aus dem dumpfen Loch hier entfliehen, auf Reisen gehen, in einem großen vornehmen Hotel wohnen. Und dich lade ich dazu ein. Hast ja schon genug geschuftet. Alles nur für dich und für mich."

Da wird ihre Unterhaltung unterbrochen.

Iduna Karsten, Frau Dörthes langjährige, hagere Zofe, die Todfeindin der Alten, bei der sie einmal als junges Ding auf Werra gedient, erscheint.

Mit fliegendem Atem berichtet sie, daß ihre Herrin mit einem jähen Aufschrei aus kaum gewonnenem Schlaf erwacht sei. Daß der Anfall, der sie vor einigen Tagen bereits einmal erschreckt, sich unter neuen Begleiterscheinungen und heftiger als das erstemal wiederholt habe, daß sie sofort den Arzt angerufen, daß die gnädige Frau aber auch nach dem Pfarrer gefragt habe, dessen Besuch sie noch kurz vor dem Einschlafen entschieden abgelehnt habe, und daß dieser ebenfalls benachrichtigt sei.

Bevor sie zu Ende gesprochen, hat Friedrich Vandekamp das Zimmer verlassen, ist nach oben gestürzt.

Geheimrat Meckbach, der Hausarzt der Familie, wenn auch nicht Frau Dörthes Freund und ohne den geringsten Einfluß auf sie, ist bereits zur Stelle, untersucht die Leidende in seiner gründlich umständlichen Art, gibt auf das genaueste seine Anweisungen und Verordnungen, die Frau Dörthe mit einem matt ungläubigen Lächeln und schon entschlossen, keine von ihnen zu befolgen, entgegennimmt, und empfiehlt sich in dem verlegenen Bewußtsein seiner Überflüssigkeit.

„Herr Pastor Wendland wartet draußen", meldet Iduna Karsten.

Aber Frau Dörthe schüttelt den Kopf. „Ich kann ihn jetzt nicht haben. Ich fühle mich zu schwach."

Tief und müde liegen die Augen in den Höhlen; eine leichte Starrheit ist in den bleichen Zügen.

Ein beklemmendes Furchtgefühl steigt in Friedrich Vandekamp auf. Sollte sie den Geistlichen . . .?

„Du hattest ihn kommen lassen", wirft er ein. „Ich würde ihn nicht wieder abweisen. Vielleicht willst du mit ihm allein sein."

Ein Lächeln huscht über den blassen Mund.

„Nein, so weit sind wir noch nicht. Du kannst ganz ruhig sein."

Wieder trifft Friedrich Vandekamp auf der Diele mit dem Geistlichen zusammen.

„Vielleicht hätte mir dieser zweite vergebliche Gang in Ihr für mich ein wenig entlegenes Landhaus erspart werden können", erwidert er mit leicht vernehmbarem Vorwurf, als er hört, daß Frau Dörthe ihn nicht zu empfangen wünsche.

Jürgen Wendland ist noch jung. Aber er ist ein Mann. Er ist gütig und verstehend, rastlos und aufopfernd in seinem Beruf, hilfsbereit gegen jeden, ein Idealist mit einem leichten Hang zur Schwärmerei. Aber er läßt es nicht zu, daß die Reichen und Angesehenen seiner Gemeinde ein größeres Vorrecht auf ihn zu haben glauben, als die Geringen und Armen, für die er sich in erster Linie berufen fühlt.

Friedrich Vandekamp gefällt sein offenes Wort. Wie er das Mutige und Aufrechte an einem Menschen immer schätzt.

„Es ist nicht meine Schuld, Herr Pfarrer. Sie sind verstehend genug, um mit der Stimmung und den Launen einer schwerkranken Frau nicht allzu streng ins Gericht zu gehen."

Etwas gütig Verbindliches liegt in seiner Antwort, etwas Entschuldigendes zugleich für seine Frau, die er gegen eine Welt von Widersachern in Schutz genommen hätte.

„Wenn es Ihnen recht ist, lasse ich sofort meinen Wagen kommen, der Sie nach Hause fährt, oder wo Sie sonst noch zu tun haben."

„Ich danke Ihnen. Aber da ich einmal hier bin, möchte ich der alten Dame einen Besuch abstatten und ihr ein bis-

chen vorlesen. Ich weiß, daß ich ihr damit eine Freude mache. Vorher allerdings hätte ich gern noch ein Wort mit Ihnen gesprochen, Herr Vandekamp."

„So bitte ich, hier eintreten zu wollen."

Wenn es nur nicht wieder der unselige Fall Brackmann ist! denkt Friedrich Vandekamp, indem er die Tür zu seinem Bibliothekzimmer öffnet.

Nein, es ist nicht der Fall Brackmann. Es ist etwas anderes. Aber auch etwas, das Friedrich Vandekamp heute nicht gelegen kommt.

„Es handelt sich um meine Armen. Wir haben im vergangenen Jahr sehr viel Ausgaben gehabt. Die Not war groß, und wir mußten helfen. Es gilt jetzt, einige Fehlbeträge zu decken. Da wollte ich mich zuerst an Sie wenden."

Das ist das Seltsame bei Friedrich Vandekamp: er gibt gern und mit vollen Händen, nicht nur seiner Frau und seinen Kindern, sondern auch einer ganzen Anzahl näherer und weiterer Verwandter. Aber für Gaben, die hierüber hinaus in das Gebiet der allgemeinen Wohltätigkeit fallen, hat er immer wenig Neigung gehabt. Wenn er so Vielen hilft, tut er nach seiner Meinung genug und braucht nicht für ihm ferner liegende Dinge zu opfern. So scheint der junge Geistliche von der Gabe, die er ihm nach einigem Hin- und Herwägen auf den Tisch legt, wenig befriedigt.

„Von Friedrich Vandekamp hätte ich eine andere Unterstützung erwartet", sagt er in seiner ruhigen Offenheit.

„Lieber Herr Pfarrer, wenn Sie wüßten, was auf mir ruht . . ."

„Ich weiß das sehr wohl, Herr Vandekamp, weiß, daß Sie viel geben, manchmal, verzeihen Sie, wohl zuviel. Dies aber ist wichtiger und dringender, als alles andere. Denn in einer Zeit wie dieser muß der einzelne und sein Wohlleben zurücktreten gegen das, was wir dem Ganzen schulden. Nur, was wir hier geben, ist Selbstlosigkeit."

„Gewiß . . . gewiß", erwidert Friedrich Vandekamp, bereits ein wenig zerstreut und mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, „aber wenn man so große Opfer im engeren Kreise bringen muß . . ."

„Opfer? Ich bin auch hierin nicht ganz Ihrer Meinung. Wo opfern Sie? Sie kommen Ihren Verpflichtungen nach. Für wen legen Sie sich Entbehrungen auf? Vielleicht wird der Tag für Sie, für uns alle kommen, an dem auch das Letzte von uns gefordert wird. Dann erst wird es sich erweisen, wer der Liebe fähig ist und wer nicht."

Ohne jeden Predigtton, schlicht und einfach hat er es gesagt. Aber eine mitschwingende Wärme ist in seinen Worten, eine stille, innere Registrierung, der man es anhört, daß er, wenn es von ihm gefordert würde, auch das Letzte hinzugeben bereit wäre.

Auf Friedrich Vandekamp bleiben seine Worte nicht ohne Eindruck. Er erwägt wohl, ob er seine Gabe verdoppeln so. Aber wieder ist es das Geld, das sich zwischen ihn und seinen guten Vorsatz stellt, das Geld, das er jeden Tag auf neue verdienen muß, und von dem sich zu trennen, ihm immer einen Entschluß kostet.

„Wir wollen sehen, Herr Pfarrer . . . ein ander Mal. Heute habe ich noch einige Verpflichtungen die ich zuerst erfüllen möchte."

*

Jürgen Wendland hat der alten Frau vorgelesen und mit unerschütterlicher Geduld ihre Klagen und Vorwürfe über sich ergehen lassen.

Jetzt läßt er sich bei Ina melden, denn sie hat ihm sagen lassen, daß sie ihn noch einen Augenblick zu sprechen wünsche.

„Sie sind schon eine Stunde im Hause?" empfängt sie ihn. „Und schon zum zweiten Male."

„Ich kam nicht freiwillig."

„Ich hörte es. Die Mutter ließ Sie bitten. Aber Sie sprachen den Vater. Und der enttäuschte Sie auch."

Sie weiß, daß er nicht antworten wird.

„Sie dürfen es ihm nicht übelnehmen. Er kann Geld verdienen. Aber er kann es nicht ausgeben. Das ist sein Schicksal, und das tut mir immer so leid."

Er freut sich ihrer Offenherzigkeit. In dieser Weise ist sie ihm bisher nicht begegnet.

Aber der Widerstand, den er im geheimen gegen sie hegt und der wohl in der Verschiedenheit, ja, im Gegensatz ihrer Weltanschauung begründet ist, läßt sich auch jetzt nicht zum Schweigen bringen.

„Komisch", erwidert er, „daß sich im Leben der meisten Menschen immer alles um das Geld dreht. Wenn ich von mir sprechen darf, mich interessiert es wenig. Es ist mir etwas völlig Nebensächliches, das mein Denken und Tun nicht im leisesten berührt."

„Dann geht es Ihnen wir mir. Und wir haben bei allem Auseinandergehen unserer Ansichten wenigstens hier den einigenden Punkt."

Er lächelt. „Nur daß Ihnen zu jeder Zeit so viel Geld zur Verfügung gestanden hat, wie Sie nur haben wollten. Da ist es vielleicht keine Kunst, ihm mit vornehmer Herablassung zu begegnen."

Es kommt schärfer heraus, als es beabsichtigt ist. Aber es liegt einmal nicht in seiner Art, das Wort zu wägen, bevor er es ausspricht, sondern es zu gebrauchen, wie es ihm richtig und gut dünkt.

Sie aber, die in ihrem gesellschaftlichen Verkehr und im Umgang mit den verschiedensten Menschen, die ihr als der Tochter Friedrich Vandekamps mit einer gewissen Ehrerbietung entgegenkommen, an eine glattere und mehr verhüllende Sprache gewöhnt ist, fühlt sich verletzt.

„Und doch waren Sie enttäuscht, als mein Vater Ihnen eine kleinere Summe zur Verfügung stellte, als Sie erwartet hatten."

„Nicht für mich, sondern für ihn war ich enttäuscht. Weil ich mir dachte, den Armen in ihrer Not zu helfen, das müßte etwas Herrliches sein für den, der im Besitze wohnt."

„Es wird überall gesammelt und sehr viel."

„Aber lange nicht genug." (Forts. folgt.)

Hölzerne Kreuze.

Von **Lothar Noack.**

Wer einmal in fremdem Land gewesen ist, der erinnert sich daheim gern wieder solcher Erlebnisse, die in der Fremde das Gefühl der Heimat aufkommen ließen.

Wir waren stundenlang, in kleinen Gruppen, durch die Straßen Londons geschritten. Der Atem der Weltstadt wehte uns an. Zweistöckige Omnibusse, Menschenreihen, Autoschlangen, schmetternde Lichtreklamen, wirbelnder Lärm der Maschinen — das hatte uns bis zur Erschöpfung umfangen. Wir waren müde und gepeinigt. Die Fremdheit der Stadt ließ in uns ein schmerzhaftes Gefühl der Verlassenheit aufsteigen.

Vor uns erhob sich der Block der Westminster-Abtei. Klotzig wuchteten die Türme empor. Das Mittelschiff der Kirche glich eher einem gewaltigen Sarg, als einer frommen Stätte. Weich wob sich die Rose über dem Portal. Eine Kirche in ihren gewaltigen Formen voll erdhafter Wucht und schöner Stärke. Wir schauten starr zur Höhe.

Da sagte einer leise: „Schaut nicht nur zur Höhe, schaut auch auf die Rasenflächen um euch!"

Wir blickten herab und sahen jetzt erst, wo wir standen.

Um uns grünte der Rasen im milden Lichte der Straßenlampen. Tausende von kleinen, schlichten Holzkreuzen bedeckten ihn. Sie staken aufrecht im Boden. Eines wuchs neben dem anderen empor, zehn, hundert, tausend, und jedes trug den Namen eines Gefallenen. Die Mütter der Gefallenen hatten sie zur Erinnerung gepflanzt. Kleine hölzerne Kreuze waren es, nichts anderes. Mitten im Lärm der Weltstadt, zu Füßen der wuchtigen Türme der Westminster-Abtei wuchsen sie. Wir jungen Deutschen kannten diese Kreuze . . .

Um unsere entblößten Häupter zog der Londonnebel. Engländer und Engländerinnen kamen und schritten stumm über die Rasenflächen. Wir gingen mit ihnen und unter ihnen. Mütter beugten sich zu den Kreuzen herab und strichen mit weicher Hand über sie hin. Keine neugierigen und haschenden Blicke flogen. Jeder, ob Mann oder Weib, ob Deutscher oder Engländer, weilte in Gedanken bei denen, deren Vermächtnis so zwingend und friedeheischend vor uns steht, daß kein Wort es besser ausdrücken könnte, als jene stummen kleinen Holzkreuze vor Westminster-Abtei, mitten im Lichtertoben und Fahrzeuggewirr der Weltstadt.

Wir gingen über die Themsebrücke am Parlament entlang. Hinter uns war der Lärm der Straßen. Wir aber dachten an die kleinen Holzkreuze vor der Westminster-Abtei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.